

»Die Klinikhetze nimmt man in die Freizeit mit«

Die Berliner Charité setzt zu wenig Personal für immer mehr Patienten ein. Viele Pfleger halten das nicht lange aus. Ein Gespräch mit Grit Wolf

Johannes Supe

Am Montag tritt die Belegschaft der Berliner Charité in den Streik. Auch Sie beteiligen sich am Ausstand. Aus Abneigung gegen Ihren Beruf?

Nein, den liebe ich. Ich kümmere mich um Menschen und kann dazu beitragen, dass ihre Genesung gelingt. Für die Patienten ist der Aufenthalt im Krankenhaus eine Ausnahmesituation – und ich kann sie dabei begleiten. Das macht mir Freude. Aber meine Arbeitsbedingungen sind so schlecht, dass ich sie ändern will. Wir haben immer mehr Patienten. Doch von der Klinikleitung wird das Personal reduziert. Das führt zu Abstrichen in unserer Arbeit. Und es macht mich einfach wütend, wie wir die Patienten teilweise vernachlässigen müssen.

Wie ist denn der Umgang mit den Erkrankten?

Wir betreiben die Grundpflege, also wir waschen, kämmen, rasieren, kleiden und so weiter. Auch um Ausscheidungen, also Stuhl und Urin, kümmern wir uns. Und wir übernehmen ihre medikamentöse Versorgung. Aber oft kommen wir schon bei Kleinigkeiten ins Grübeln: Habe ich die Zeit, jemandem mehrmals in meiner Schicht Getränke anzureichen, oder gebe ich ihm eine Infusion? Einfach rein, die Infusion dran und wieder raus, das spart Zeit. Therapeutisch ist das natürlich grenzwertig.

Mit wie vielen Kollegen arbeiten Sie auf einer Station zusammen?

Das ist je nach Schicht unterschiedlich. Im Frühdienst sind wir fünf Pfleger für 38 Patienten, davon sechs sogenannte Monitorpatienten, die intensiv überwacht werden müssen. Im Spätdienst sind es vier Kollegen auf der Station, in der Nacht nur zwei. An den Wochenenden ist es noch schlimmer. Wenn da jemand krank wird, ist es schwer, einen Ersatz zu finden.

Wie würden Sie Ihre Arbeit unter diesen Bedingungen beschreiben?

Wir betreiben maximale Schadensbegrenzung.

Ging das schon mal schief?

Wenn wir zu zweit oder zu dritt sind und dann der Alarm eines Monitorpatienten angeht, kollabiert das ganze System. Dann sind wir alle nur noch für diesen einen Menschen da, auf alle anderen Patienten können wir nicht mehr reagieren. Wenn die aber klingeln, und niemand kommt zu ihnen, dann versuchen einige, alleine aufzustehen. Dabei kann es zu Stürzen kommen – und die geschehen häufig bei uns. Ältere Menschen bekommen da schnell eine Schenkelhalsfraktur. Und es gibt Dinge, die machen uns moralisch fertig. Etwa, wenn wir Medikamente zu spät verabreichen.

Können Sie diese Betroffenheit zurücklassen, wenn Sie nach der Arbeit aus der Klinik herausgehen?

Man denkt auch zu Hause über die Arbeit nach. Dann fragt man sich: Habe ich alles richtig gemacht? Habe ich etwas vergessen? Oft rufen die Kollegen noch mal von daheim auf der Station an. »Habe ich dir bei der Übergabe gesagt, dass Herr Meier morgen diese wichtige Untersuchung hat?« heißt es etwa. Die ganze Klinikhetze nimmt man mit in seine Freizeit.

Das klingt, als könnte man diese Arbeit nicht lange durchhalten.

Es gibt sehr viele Kollegen, die komplett kapitulieren. Sie kündigen. Oder sie gehen in andere Einrichtungen. Andere flüchten sich in die Teilzeit. Viele werden krank, manche dauerkrank.

Statt aufzugeben haben Sie und Ihre Kollegen sich nun für den Arbeitskampf entschieden. Wie ist momentan die Stimmung bei Ihnen?

Nachdem unser Streik am Freitag gerichtlich erlaubt wurde, ist die Stimmung wirklich euphorisch. Die Klinikleitung hat uns viele Steine in den Weg gelegt. Und unser Kampf um mehr Personal ist längst nicht vorbei. Doch wenn man die Arbeit hier tagtäglich erlebt, diesen Wahnsinn, dann tut es einfach gut, für seine Forderungen auf die Straße

zu gehen. Deshalb ist die Streikbereitschaft enorm.

Grit Wolf (36) ist seit 2003 Gesundheits- und Krankenpflegerin an der Berliner Charité. Sie arbeitet in der Neurologie

<http://www.jungewelt.de/2015/06-22/031.php>